

# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Photogr. Gust. H. Noll, Gießen.

## Zurück zur Scholle.

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Freiz von Winkelberg hatte sich's unterdessen in der warmen Sofaecke gemütlich gemacht und schaute mit stiller Freude auf Hedwig, die sich endlich vor den Spiegel gewagt hatte.

„Das mußt du zum Ball umhängen!“ rief die glückliche Mutter.

„Ball?“ fragte erstaunt der Baron. „Hier in Preyslawe?“

„Oh, nein!“ lachte Hedwig hell auf und holte vom Spiegeltisch eine kleine goldgeränderte Karte. „In Zburotschin. Wir haben heut morgen die Einladung bekommen.“

„Einladung für den Faschnachtsball in Zburotschin.“ las Freiz von Winkelberg halblaut vor sich hin. „Hotel zur Sonne. Sonnabend, den dreizehnten Februar. Tafel, Tanz. Das Komitee.“

„Das ist der Oberförster Kochalle.“ erklärte Frau Knorred. „Der arrangiert das ganz allein.“

„Da ist's wohl immer sehr gemütlich?“ fragte der Baron.

„Sehr!“ sprach Frau Knorred mit Nachdruck. „Hedwig freut sich schon seit Weihnachten darauf.“

„Aber Mama!“ verteidigte die sich heftig. „Das interessiert doch den Herrn Baron nicht.“

„Vielleicht doch!“ warf Freiz von Winkelberg ein und wandte sich wieder an die mitteilzamere Mutter. „Wer kommt alles dahin?“

„Förster und Wirtschaftsbeamte und Lehrer und bessere Landwirte.“

„So?“ rief der Baron gedehnt. „Also auch bessere Landwirte? Weshalb habe ich keine Einladung erhalten?“

Hedwig machte eine scharfe Wendung und schaute ihn überrascht an.

„Aber, Herr Baron!“ rief Frau Knorred einigermaßen erschreckt und faltete die Hände. „Das ist doch nicht gut möglich!“

„Weshalb nicht?“ fragte er eigensinnig. „Meinen Sie, daß ich nicht zuweilen das Bedürfnis habe, mich unter fröhlichen Menschen zu bewegen? Können Sie mir einen einzigen Grund sagen, weshalb ich an diesem Feste nicht teilnehmen sollte?“

Frau Knorred schwieg; im stillen gab sie ihm recht.

„Vater wird es nicht wollen!“ erwiderte Hedwig bestimmt.

„Ich werde mit ihm sprechen!“ rief Freiz von Winkelberg, stand auf und verließ mit leichtem Gruß das Zimmer. „Das ist unmöglich!“ stieß Hedwig unwillig heraus.

„Soll er vielleicht mit dem Kochalle Bruderschaft trinken? Das bleibt doch keinem erspart.“

„Aber, wenn er durchaus will, Hedwig!“ sprach die Mutter ergeben.

„Dann bleib ich hier!“ rief Hedwig entschlossen.

Und die gute Mutter schlug wieder einmal entsetzt die Hände zusammen.

Freiz von Winkelberg suchte seinen Inspektor, konnte ihn aber nicht finden, denn er war ins Dorf gegangen. Thomas Hauschild, der noch immer bewundernd vor den Wallachen stand, erbot sich, ihn zu holen. Doch er fand ihn nicht sobald, denn er suchte ihn nur bei Franz Wiegelt. Wo anders zu suchen, hielt der Gehilfe für zwecklos. Auch mußte er schnell noch ein paar Partien Sechsunbschzig spielen.

Inzwischen sah der Baron an seinem Schreibische und hatte einen leeren Briefbogen vor sich liegen. Doch die Gedanken flatterten ihm immer wieder davon. Während er vor sich hinsann, vertieften sich die kleinen, scharfen Fältchen an seinen Augenwinkeln. Müde sank ihm die Stirn in die Hand. Er legte die Feder hin und schloß die Augen. Und allmählich kam über ihn eine stille, sanfte, wehmütige Ruhe. Das rastlose Gehen und Treiben der letzten Wochen versank vor seinem Blick, die dunklen Erinnerungen an seine Jugendzeit verblaßten, und er sah und genoss nur noch das reine, ungetrübte Menschenglück, das ihm drüben über dem Wasser blühte, und das er bald, bald herüberholen wollte, um es fest in seine Heimat zu pflanzen. Heimat! Jetzt endlich hat dieses Wort für ihn einen tröstenden Klang.

Und nun konnte er schreiben. Hastig, mit kräftigem Schwung und scharfen, steilen Wendungen eilte die Feder über das Papier. Doch er wurde gestört. Ehe die erste Seite gefüllt war, trat August Knorred herein.

„Der Herr Baron wünscht mich zu sprechen?“

„Wichtig!“ fuhr Freiz von Winkelberg auf und sah sich plötzlich in die Wirklichkeit zurückversetzt. „Ich hätte wohl Lust, den Faschnachtsball in Zburotschin mitzumachen. Sie finden das natürlich sehr unpassend, ich weiß es. Trotzdem werde ich mich nicht abhalten lassen! Können Sie mir eine Einladung verschaffen?“

Der Inspektor rührte sich nicht vom Fleck und tat den Mund nicht auf.

„Nun, wie denken Sie darüber?“

„Wenn der Herr Baron das Bedürfnis nach Gesellschaft haben, so könnten der Herr Baron bei den benachbarten Herrschaften Besuche machen.“

„Und das muten Sie mir zu, Anorred? Diese benachbarten Herrschaften haben vor dreizehn Jahren keine Gelegenheit veräußert, mich bei meinem Vater anzuschwätzen und Steine auf mich zu werfen. Aus dem Kreise dieser benachbarten Herrschaften stammt jenes Weib, meine vielgeliebte Stiefmutter! Vielleicht habe ich das Glück, sie bei einem dieser Besuche zu treffen. Was raten Sie mir für einen Fall? Soll ich sie ignorieren, oder soll ich ihr demütig die Hand küssen?“

August Knorred hob hilflos die Schultern.

„Wollen Sie mir die Einladung besorgen?“

„Wenn der Herr Baron befehlen?“ würgte der Inspektor heraus.

„Schön, mein lieber Knorred. Jetzt fangen Sie endlich an, klein beizugeben. Alle diese sogenannten Standesunterschiede sind für den wahrhaft freien Menschen lächerlich. Nicht die Geburt macht's, sondern das Können! Ich zum Beispiel bin gegen Sie in der lieben Landwirtschaft ein Schuljunge. Also lassen Sie Ihre Vorurteile und geben Sie meinen Wunsch an das Komitee.“

„Der Herr Baron bestehen darauf?“ fragte August Knorred, ohne vom Platze zu weichen.

„Was soll das?“ sprach Fritz von Winkelberg verwundert. „Wir sind doch einig?“

„Wenn der Herr Baron darauf bestehen,“ erwiderte der Inspektor und atmete schwer, „dann darf ich an diesem Feste nicht teilnehmen!“

Der Baron fuhr aus dem Stuhle empor, aber sein Widerstand war schon gebrochen.

„Sie sind ein Tyrann, Knorred!“ sprach er leise, indem er sich wieder in den Stuhl fallen ließ. „Sie tyrannisieren nicht nur mich, sondern auch Ihre Familie. Ich werde an diesem Feste nicht teilnehmen.“

Dem Inspektor entfuhr ein Seufzer der Erleichterung, als er die Treppe hinabstieg. Fritz von Winkelberg wandte sich wieder seinem Briefe zu, doch die Lust, ihn zu Ende zu bringen, war ihm vergangen. Er schloß ihn weg und suchte zeitiger als sonst sein Lager auf.

Acht Tage später trat Tauwetter ein, und August Knorred ließ das Vieh von Zdurotschin holen. Eine zahlreiche Herde Kühe und Ochsen wurde im langsamen Schritt durch den Wald getrieben. Daniel Zuppach ging voran und knallte mit der Peitsche. Das gefiel ihm schon besser, als neben dem Düngerfuder herzulaufen. Am Abend stand die Herde im sichern Stall. Ein paar Tage später kamen die Schöpfe an. Der Schweinetransport, der am letzten Samstag des Januars eintraf, wurde von dem alten Abraham persönlich geleitet. Endlich fanden sich auch die Hühner, Gänse, Enten und Tauben ein. Frau Knorred und Hedwig hatten alle Hände voll zu tun, und der Baron fand in dieser ganzen Zeit nicht die nötige Sammlung, den angefangenen Brief zu vollenden. Er mußte sich damit begnügen, wie er schon vorher getan hatte, dem Briefträger hin und wieder ein kurzes Telegramm, das nichts anderes als ein paar unverständliche englische Wörter enthielt, für das Postamt in Buschelau mitzugeben.

Am Montag vor dem dreizehnten Februar, der auf einen Samstag fiel, war das ganze große Gut Briskawe wieder im vollen Betrieb, dank der Mürigkeit des alten Abrahams. Auf dem Taubenschlage gurrten die Tauben, ein großer Hofthund lag hinter dem Tore in seiner Hütte und knurrte jeden an, den er nicht kannte. Die Kühe brüllten, die Schafe blöckten, die Schweine grunzten, und auf dem wachsenden Düngerberg scharrte unermüdblich das Hühnervolk. Nur das Herrenhaus lag da wie tot. Bis auf die drei Fenster, die nach dem Hof gingen und hinter denen die beiden Zimmer des Barons lagen, waren alle Türen fest verschlossen. Sogar von Ratten und Mäusen war es verlassen worden, und Peter, der schwarze Kater, der sich mit den Menschen wieder eingefunden hatte, mußte seine Jagdlust im Parke an Spazier- und Meisen befriedigen.

An diesem Tage kam der alte Abraham zum erstenmal mit dem Wägelchen, das er sich gekauft hatte, vor das Inspektorhaus geklappert. Die alten Aufträge waren erledigt, jetzt wollte er die Karpenteiche haben. August Knorred steckte ein mürrisches Gesicht auf und schien schlecht zu hören. Aber der alte Abraham konnte um so besser reden.

„Wir haben Tauwetter, Herr Knorred!“ rief er laut. „Geben Sie mir heute die Teiche nicht, dann nehm ich sie überhaupt nicht mehr.“

Behn Minuten mußte er handeln, dann endlich ließ sich der Inspektor erweichen.

„Nu, Herr Knorred, ich dank auch schön!“ bettelte er weiter. „Sie werden doch nicht mit einem andern anfangen, wo ich Sie so gut bedient habe. Schicken Sie mir doch die Milch nach Sulitsch und auch die Butter. Ich geb Ihnen immer einen halben Pfennig mehr, als Sie in Zdurotschin kriegen. Sie brauchen sie nur nach Buschelau zum ersten Buge zu liefern. Und wenn Sie mich irgendwo empfehlen

können, dann tun Sie's, ich bitte Sie darum. Ich mach jetzt die größten Sachen.“

„Ableu!“ knurrte ihn August Knorred an, der plötzlich an das goldene Halskettlein denken mußte, wandte sich um und ging ins Haus. Der alte Abraham aber zog höflich die Mühe und klapperte mit seinem Wägelchen eiligst das Dorf hinunter, um gleich morgen früh den beiden Teichen auf den Leib zu rücken. Sonst froren sie am Ende wieder zu. Hedwig saß am Fenster und nähte, als der Vater in die Stube trat. Er steckte die Pfeife an und schob sich in die Sofaecke. Schweigend paffte er dicke Schwaden vor sich hin. Bei jedem Zuge gab er einen tiefen Brummlaut von sich, den er nur hören ließ, wenn er mit sich zufrieden war. Dann wollte er gefragt werden. Hedwig ließ die Nadel ruhen, hob den Kopf und sah ihn an.

„Ja!“ meinte er, und zog stärker an der Pfeife, daß der dicke Qualm wie weiße Hauswolken seinen Kopf umwogte. „So welt wären wir nun!“

„Was fehlt denn noch?“ fragte sie neugierig.

„Bartenstein und Levitsch müssen raus!“

„Ist denn das so schwer?“

„Das will ich meinen!“ knurrte er unzufrieden. „Das Geld ist heutzutage teuer, und Eignerhafter sind nicht da.“

Da stieß sie einen Seufzer aus und beugte sich eifriger über ihre Arbeit.

### VIII.

Moritz Gassel, der noch immer nur Lehrerstellvertreter war, schloß am Samstag, den dreizehnten Februar, mittags ein Uhr den Schulschrank, seufzte erleichtert auf und entließ die Kinder. Unter frohem Lärm verloren sie sich das Dorf hinauf und hinunter. Moritz Gassel gab grundsätzlich keine häuslichen Arbeiten auf. Dann stellte er sich vor den Spiritusofen und bereitete sich recht und schlecht ein Mittagessen. Darin besaß er schon einige Übung. Denn bei einem monatlichen Gehalt von fünfzig Mark konnte er sich nur an Sonntagen den Luxus gestatten, bei Franz Wiegelt im Gasthaus zu speisen.

Während er an der saftigen Schweinsrippe herumknagte, die von einem häuerlichen Schlachtfest den Weg ins Schulhaus gefunden hatte, überlegte er langsam, ob er den Fastnachtsball in Zdurotschin mitmachen sollte. Das war mit allerhand Ausgaben verknüpft. Um das Festessen mit Weinzwang konnte man sich schließlich herumdrücken, doch den Trinkgeldtestern, die späterhin herumgereicht wurden, war weniger leicht zu entfliehen.

Er wusch das Geschirr ab und zog sein Portemonnaie. Sechzig Pfennig lagen drin. Und dabei war der Monat erst zur Hälfte herum. Es gehörte sehr viel Mut dazu, mit sechzig Pfennigen in der Tasche auf einen Fastnachtsball zu gehen! Zwar lagen im Schrank noch siebenhundert Mark in guten Reichsbanknoten. Doch dieses Geld hatte er für die Verbesserung des Schulgartens bestimmt. Jeder Pfennig war genau berechnet. Aber der Ball lockte stark. Der Gedanke, mit Hedwig Knorred einen Walzer tanzen zu dürfen, schwächte die Gefahren, die seinem Geldbeutel lauerten, bedeutend ab. Und das Merkwürdige dabei war, daß Moritz Gassel überhaupt nicht Walzer tanzen konnte. Darin lebte er in einer frommen Täuschung. Er holte sein kostbar-schwarzes Prüfungsrocklein aus dem Schrank und besichtigte es genau. Doch er wagte nicht, es anzuziehen. Das Gefühl der Verantwortung war zu groß. Und so suchte er nach Hilfe. Er schloß die Haustür und ging zum katholischen Kollegen hinüber, mit dem er gute Nachbarschaft hielt und von dem er wußte, daß auch er eine Einladung erhalten hatte. Sebalbus Pohl legte den Rosenkranz weg, das tat er immer, wenn jemand zu ihm herentrat, und hieß Moritz Gassel willkommen.

„Geben Sie mit nach Zdurotschin?“ fragte er.

„Nein!“ antwortete Sebalbus Pohl, dessen salbungsvolle Sprechweise zu seiner hageren Figur und seinen Jelenaugen paßte. „Sie wissen, daß ich der Weltlust abhold bin, lieber Kollege!“

Moritz Gassel gab einen Brummlaut von sich und sah auf dem Tische eine Postkarte liegen, deren Schrift ihm sehr bekannt vorkam. Er machte einen langen Hals und las die Adresse.

„Ist das nicht der Supfer?“ fragte er neugierig.

„Jawohl!“ erwiderte Sebalbus Pohl und nahm die Karte an sich. „Das ist Herr Schultat Supfer.“

„Was schreibt er Ihnen denn?“

(Fortsetzung folgt.)

# Wie Klein-Josine ihrem Soldaten das Leben rettete.

Skizze von Arthur Dabillotte.

Gegen Abend waren die deutschen Infanteristen in dem kleinen Gehirgshörschen eingedrückt. Sie hatten staubige, vom Pulverdampf geschwärzte Gesichter und blickten aus müden, halb erloschenen Augen.

Die Kinder sprangen ihnen entgegen und umringten sie, da mit hellen Stimmen fragend, dort schlüchtern eine der harten, schwelgen Hände ergreifend. Aber die Alten standen mit finstern Gesichtern unter den Türen; es war unwillkommener Besuch. In diesem kleinen, von der Welt abgeschnittenen Dorfe im Bogenpach, hart an der französischen Grenze, wo die Leute etw unbeholfenes, nüchternes Patois sprachen, — in dieser einsamen Ortschaft, die in Friedenszeiten selten nur von ein paar französischen Schmugglern besucht worden war, von keinem ionst, lebten rauhe, falthersige Menschen, die mit herrischen, fast drohenden Worten zu ihrem Herrgott beteten und vor ihresgleichen wenig Achtung hegten. Ihr Sinn hielt sich zu den Franzosen, von der deutschen Herrschaft wollten sie nichts wissen.

Nun hatte der gewaltige Krieg seine Hände auch nach ihrem stillen, nüchternen Frieden ausgestreckt. Die Franzosen waren zurückgeschlagen worden, die Deutschen drangen ein. Da kamen sie, kräftige, verwetterte Gestalten mit wilden Bärten um die schraubigen Gesichter, in gleichem Schritt und Tritt, trotz der ungeheuren Müdigkeit, die ihnen die Beine heiß machte.

Die Alten standen unter den Türen, mit finstern zusammengezogenen Brauen, mancher ballte die Faust im Dofensack und murmelte zwischen den schwarz gerauchten Bahnen einen lästerlichen Fluch.

Was half's! Die Deutschen kamen, nahmen Besitz von den Häusern und wollten verplegt sein; wer sich widersteht, mochte ansehen, daß es ihm zum Heile verschiebe. So gaben sie, was die Franzosen bei ihrer überhärtigsten Flucht übrig gelassen hatten, gaben es mit widerstrebenden Händen und untreulichen Herzen.

Und ein paar waren dabei, die trugen besonders jüdische und unheilvolle Gesichter. Sie standen in einem Gassenwinkel zusammen und tuschelten. Der Fernand Beaugard war dabei, ein bagerer Mann, der seine vierzig Jahre auf krummen Rücken schleppte. Hatte ein Paar Augen wie ein Geier und eine mächtige, messerscharfe Salennase über einem schlaff herabhingenden, langen Schnurrbart.

„Tot müssen sie sein!“ zischte der durch die Lücke in seiner öfem Bahnröhre. „Ich sorg dafür! Und Ihr müßt's halten wie ich, wenn Ihr brave Burchen seid!“

„De, Schosin!“ schrie er auf die breite Hauptstraße hinaus, auf der eben die Soldaten herbeimarschirten. „Schosin, laß das dumme! Dnas, ach hein, hast nix zu suchen bei den Prussien!“ Das kleine Mädchen, das zutraulich einen der bärtigen Männer an der Hand hing, fuhr erschrocken zusammen; geduckt, wie unter einem Reißhieb, lief es aus der Schar der andern Kindern und hastete die Straße entlang zur ärmlichen Wohnung der Eltern.

Die Mutter stand am Steinherd, mitten im brenzlischen Qualm, der schwerfällig durch den offenen Kamin nach oben zog.

„Was treibst dich draußen herum, unnützes Ding!“ fuhr die häßliche Frau mit den großen Warzen auf Wangen und Nase und den tränenden Augen das kleine Mädchen an. „Schaff im Haus, wir sind arme Leut! Wir müssen auf das Unsrige lügen! Mit sieben Jahren kann eins schaffen wie ein Großes, wenn's nur will!“

Mit einem betrübten Gesicht begann das kleine Mädchen Kartoffeln zu schälen. Aber seltsam: Nicht wie sonst war ihm das ängstlich schlagende Herzchen voll schwarzer Trübsal und Hoffnungslosigkeit, sondern von einem ganz sachte schwingenden frohen Gefühl erfüllt, daß an diesem Tage, so kurz er noch war, etwas ganz Schönes und Gutes geschehen müsse.

Während sie sich eifrig über die Arbeit beugte, näherten sich draußen Schritte. Josine kannte sie schon, diese Schritte; so marschirte auch „ihr“ Soldat daher, der große, starke Mann mit dem wilden Gesicht, das doch so freundlich lächeln konnte. Sie hatte ihn gleich in ihr kleines Herz geschlossen, als sie kaum seine harten Finger zwischen ihren Händchen spürte.

Und da war es auch schon, das Gute und Schöne, das sie in kindlicher Sicherheit geahnt hatte: Da trat er über die Schwelle, er selber, „ihr“ Soldat, melbete sich in kurzen Worten als Quartiergast an und ließ den schweren Tornister von den Schultern gleiten. Dann erst erkannte er das kleine Mädchen.

„Ah, schau, da ist ja das kleine Wdgerl, wo mir so lieb Guten Tag gesagt hat beim Einzug!“ rief er mit einem trüblichen Lächeln unter dem schwarzen Bart und hob sie mit seinen stämmigen Armen hoch bis an die rauchgeschwärzte Decke.

Die Alte stand mit böß verkniffenen Rippen dabei und forderte bgnm brummend den Soldaten auf, ihr zu folgen. Sie führte ihn über eine Bühnerleiter von Treppe unter das morsche Strohdach und wies ihm eine schmale Kammer an.

„Schau, schau!“ lachte er, „ein Fürstenzimmer ist es gerade net, aber ein Bett steht darinnen, das bedeutet schon einen Luxus, wie wir ihn gar nimmer gewohnt sind.“

Dann klüßerte er sich vom Schmutz des Marsches und ging

in den Dof hinab. Der Vater der kleinen Josine, der eben über die Straße herkam, maß ihn mit einem scheelen, feindseligen Blick und verschwand in die Hütte, gefolgt von zwei Gesinnungsgenossen. „Ja, so sind wir also da heroben,“ lachte der Soldat, das kleine Mädchen im Kreise schwingend, „und finden da hübsche und saubere Dirndl'n. Das werd' ich aber fix meinem Weiberl erzählen, wenn ich wieder heimkomme!“

„Und wie würd' sich die Elisabeth freuen, wenn sie so ein Schwesterl hätt' wie dich,“ fügte er hinzu, dem Kinde den braunen Scheitel streichelnd.

„Ich möcht' auch ein Schwesterle haben,“ sagte das Kind, „dann wdr' ich nimmer so allein.“

Er zog erkaunt die Brauen in die Stirn. „Bist denn allein? Hast doch deine Eltern, Kind?“

Sie hob die schmalen Schultern wie in einem plötzlichen Froste, Tränen liefen über ihre bageren Wangen. „Ich fürcht' mich so vor ihnen,“ stammelte sie gequält.

So schlossen der deutsche Soldat und das welsche Kind eine tapirere Freundschaft. Sie wich nicht von seiner Seite, schritt stolz mit ihm durch das Dorf, ließ sich von seinen Kameraden die Backen streicheln und vergaß darüber ganz die harten Eltern. Als sie wieder nach Hause kamen, lehnte die Mutter am Türpfosten und spähte nach ihr aus.

„Was hast dich draußen herumzutreiben, faules Ding!“ kiffte sie ihr entgegen. „March in die Küche und Holz gespalten!“

„Ich helf' dir,“ raunte der Soldat ihr zu.

Aber sie wehrte erschrocken ab. „Tu's net, lieber Soldat, die Mutter tät' mich schlagen, wenn du wieder fort bist.“ Wippschüttelnd kletterte er die steile Bühnerleiter hinauf und warf sich in der engen Kammer auf die Matrape. Uebermüdet, wie er war, schlief er bald in einem tiefen Schlaf.

Trunten in der Küche begann Klein-Josine ihre Arbeit. Der rote Steinboden zitterte unter den kurzen Hertschlägen, ihr Atem ging schnell und keuchend. Als sie sich einen Augenblick ausruhend an den Herd lehnte, hörte sie nebenan in der Stube aufgeregtes Geflüster. Sie unterschied die Stimme des Vaters, die war lauter und herrischer als die andern.

Und sie hörte Worte, die ihr wie Dolchstöße in das unschuldige kleine Herz fuhrten, Worte, so entsetzlich für ihr reines, vertrauensdes Gemüt, daß ihr fast die Sinne schwanden in eifrigem Schrecken.

„Wenn alle schlafen im Dorf, diese deutschen Kanaille,“ sagte Fernand Beaugard mit einer heiseren Flüsterstimme, „so schleicht sich ein jeder in die Kammer, wo ekter liegt — unsere Messer sind scharf genug, um ihnen die Gurgeln durchzuschneiden, he?“

Ein plätscherndes Gelächter folgte seinen Worten. Dann wurde es still. Schleidende Schritte näherten sich der Tür — ehe Klein-Josine sich aufraffen, sich fassen konnte, wurde die Tür zurückgeschoben; mit funkeln Augen stand der Vater auf der Schwelle. „De, warum hast net weiter dein Holz? Hast wohl gelustert?“ he? Hast Freundschaft gemacht mit dem Prussien, he?“ Seine Stimme wurde kräftzend in einer wild aufschreienden Wut:

„De, willst ihm verraten, was wir vorhaben, he? Aber wart', ich werd' dir den Mund schon stopfen!“

Mit herberiffigen Fingern packte er sie um die Handgelenke und zog sie aus der Küche. Sie hing wie leblos in seinen Händen. Sie hatte nur den einen qualvollen Gedanken: Ohter Gott, was soll aus meinem armen Soldaten werden? Dann fühlte sie sich in das enge Geläß hinter dem Herd gefloßen, das sonst als Backofen diente. Die Schieberuhr tasselte hinter ihr zu; sie mußte platt liegen bleiben, wenn sie den Kopf nicht anstoßen wollte. Ein enges Fensterchen mit einer erblindeten Scheibe ließ wenig Licht herein.

Da lag nun Klein-Josine, und die grausamen Worte des Vaters tönten fort und fort in ihrem Ohr, wurden jimmer gellender, immer entsetzlicher: „Unsere Messer sind scharf genug, um ihnen die Gurgeln durchzuschneiden!“

Und da oben lag ihr Soldat, schlief abnungslos, träumte vielleicht von seiner kleinen Elisabeth. Eine wilde Sehnsucht ergriff das kleine Mädchen: Dort zu sein, bei diesen Menschen zu sein, mit der kleinen Elisabeth durch Wiesen und Wälder zu streifen, im hellen Sonnenschein, und nie mehr, nie mehr die bösen Gesichter der Eltern sehen zu müssen. . .

Als es bereits dunkel war, wurde die Schieberuhr wieder geöffnet; ehe braune, haarige Hand warf eine trockne Brotrinde und eine alte Decke herein. „Kannst dadrin schlafen, morgen hol' ich dich wieder heraus,“ sagte die Stimme der Mutter.

Dann war wieder die entsetzliche Stille um sie her. Es war ihr, als sei sie von aller Welt weit, weit entfernt. . . Und dann packte sie wieder die sähle Angst um ihren Soldaten. Die Finsternis, in die das kleine Fenster nur einen ganz schwachen Schimmer legte, verdoppelte ihre Angst und ihre Furcht. Vielleicht war es schon geschehen, vielleicht lag er schon mit durchschmittener Kehle auf dem Bett, das sie ihm in heuchlerischer Bereitwilligkeit angeboten hatten, um ihn darauf zu ermorden. . . Ein Weinkrampf schüttelte sie, jörnig stieß sie mit den geballten Händen gegen die unbarmherzigen Mauern, die sie gefangen hielten. . . Dann wurde sie

\* Gelächter.

ruhiger, begann zu überlegen . . . Und endlich drehte und riß sie mit zitternden Fingern an dem eingeroosteten Fensterschloß. Es gab nicht nach. Da lauschte sie mit angehaltenem Atem — alles war still, niemand schien im Hof zu sein.

Mit einem kurzen Schlag zertrümmerte sie die Scheibe. Ihre Hand blutete; sie achtete es nicht. Vorsichtig streckte sie den Kopf zwischen den zackigen Glasresten hindurch, spähte mit weit offenen Augen in den dunkeln Hof . . . Dann verdrückte sie sich durch den engen Fensterrahmen zu zwingen — lange wollte es nicht gelingen, die Scheiben zerlegten ihre Kleider, verwundeten sie am Gesicht und an den Armen . . . Immer wieder und wieder . . .

Endlich — ja! hätte sie einen Jubelschrei ausgehoben — endlich gelang es ihr, die Fäße voran, aus dem engen Gefäß zu schlüpfen; vorsichtig ließ sie sich an der niedrigen Mauer hinab, ihre Fäße fühlten weichen Boden — sie stand im Schlamm des Hofes.

Da war es ihr, als vernehme sie tastende Schritte im Hause. Ihr Herz klopfte ihr bis in den Hals hinauf. Durch die Hintertür schlich sie sich leise in den schmalen Flur, klickende Stimmen kamen aus der Küche, der Kegel kitzte iachte . . .

Dastig kletterte sie die Treppe hinauf, lief mit im Dunkel tapenden Schritten in die Kammer des Soldaten, warf einen Stuhl um . . . Der Soldat regte sich nicht.

„Lieber, guter Gott!“ dachte das Mädchen. „Ist er am End' schon tot?“

Sie tastete mit der Hand über das Bett, obwohl sie ein elies Grauen schüttelte in der Furcht, in geronnenes Blut zu greifen . . . Der Soldat regte sich unter ihrer Hand, atmete tiefer.

„Schnell, schnell, wachet auf, lieber Herr Soldat!“ wisperte sie ganz dicht an seinem Ohr. „Sie wollen Euch umbringen!“

Er fuhr verwirrt in die Höhe, stammelte noch halb aus dem Schlaf heraus: „Wer, was gibts?“

Schon waren die Schritte der Mörder auf der Treppe zu hören. Als jemand Beaugard lagenhaft ins Zimmer geschlichen kam, empfing ihn ein heller Feuerstrahl; gurgelnd brach er zusammen.

Zu gleicher Zeit besetzte sich die Straße; schreiende Stimmen mischten sich mit dem Geheul erstarbter Menschen. In den Häusern, in denen die hahntollen Dauern den deutschen Soldaten ans Leben gewollt hatten, war großes Jammern und Wehklagen; nur einigen war es gelungen, die Schlafenden zu überrumpeln. Die andern wurden teils auf der Stelle erschossen oder niedergeschlagen, teils gebunden und in Sicherheit gebracht.

„Mein liebes Mädel, mein liebes Mädel!“ konnte der gerettete Soldat in der Kammer des toten Fernand Beaugard nur immer stammeln, während er erschöpft auf dem Bette saß.

Er ließ die kleine Josy die ganze Nacht nicht von sich, und am andern Tage tat er alles, um dem gekerbten Kinde, das sich vor der Mutter nicht sehen lassen durfte, Unterkunft und Schutz zu schaffen.

Zwei Tage später aber — die Infanterie blieb eine Woche in dem Dörfchen liegen — traf es sich, daß eine Abteilung Leichtverwundeter in die Heimat abgeführt wurde. Einem von ihnen, der aus seinem Städtchen stammte, konnte der deutsche Soldat seinen Schicksal übergeben, daß er ihn bei seiner Frau abliefern sollte.

„Sag der kleinen Elisabeth,“ rief er dem Kinde nach, nachdem er ihm mit Tränen in den Augen zum letztenmal die Wangen geküßelt und geküßt hatte, „daß du jetzt ihr kleines Schwefel bist, und daß sie dich gar lieb haben soll, weil du doch ihrem lieben Papa das Leben gerettet hast.“

### Vermischtes.

\* Die Tulpenblüte. Brächtige Tulpenbeete zieren jetzt trotz der schweren Kriegszeit die öffentlichen Plätze, Anlagen und Gärten. Man mache uns deswegen nicht den Vorwurf der Verschwendung. Unsere Gärtner verfügen über eine Unmasse von Tulpenzwiebeln, und diese müssen verbraucht werden. Der herrliche Blütenflor des ersten Frühlings erfreut ganz besonders unser Auge und unser Herz, und namentlich unseren Bewunderer, die fern von den Kriegsschauplätzen ihrer Genesung entgegengeben, in der Anblick all dieser Blütenpracht von Herzen zu gönnen. Die Tulpe ist, seitdem sie im 16. Jahrhundert nach Mitteleuropa gekommen ist, eine unserer bevorzugtesten Frühlingsblumen, weil sie zu den ersten gehört, die im Freien ihre wunderschönen Kelche entfalten. Die Herrlichkeit ihrer Blüte dauert zwar nur kurze Zeit; inzwischen sind aber viele andere liebliche Kinder des Frühlings zum Blühen gekommen, sodaß wir dann reichlichen Ersatz für sie finden. Einst gab es eine Zeit, wo eine wahre Tulpenrauserei einen großen Teil Europas erfaßt hatte; es war die Vera des im zweiten Drittel des 17. Jahrhunderts aufgefundenen Tulpenzwiebel, der von Holland ausgegangen war. Die Rückwirkungen des Krachens taten erklärlicherweise der Beliebtheit der Blume erheblichen Eintrag, sie ist aber niemals bei uns in Vergessenheit

geraten. Jetzt spielt sie auch als Schnittblume den ganzen Winter hindurch eine hervorragende Rolle. Wir erinnern uns freudig und dankbar daran, daß wir diese herrliche Frühlingsblüte unserer tapferen Bundesgenossen, den Türken verdanken, die im Verein mit uns und den tapferen Oesterreichern den schweren Kampf gegen die Truppen der Ententemächte zu bestehen haben. Vor der Befestigung der Türken in Europa kannte unser Erdteil die Tulpe nicht. Diese ist die Lieblingsblume der Türken und ist in deren Heimat, in den dürren, sonnigen Gefilden Turkestans zu Hause; die Blume folgte den Türken auf allen ihren Siegeszügen und kam so auch nach Konstantinopel. Von dort wanderte sie nach Italien und nach dem übrigen Europa. Sie heißt bei den Türken Tulbant oder Tulbant; diesen Namen führt auch die bekannte frühere Kopfbedeckung der Türken, die später durch den Fes verdrängt wurde und die wir Turban nennen. Wegen der turbanähnlichen Form ihrer Mütze hat die Pflanze von den Türken ihren Namen erhalten. Bei Lessing heißt die türkische Kopfbedeckung „Tulban“ und bei Goethe „Tulband“; diese Bezeichnung und der Name „Tulban“, den die Tulpe früher bei uns führte, legen uns ebenfalls den Zusammenhang zwischen Turban und Tulpe nahe. Die Türken sind sehr große Blumenfreunde; sie brachten auch noch manche andere, bisher in Europa unbekannt gewesene Gewächse nach Europa. Unter diesen spielt neben der Tulpe der herrlich duftende Flieder die hervorstechendste Rolle, der den Türken zu Ehren auch heute noch vielfach „türkischer Flieder“ genannt wird. Die Türken sind keineswegs die Kulturfeinde, als die sie früher immer dargestellt wurden. Sie haben der europäischen Kultur manchen Fortschritt vermittelt; ganz besonders aber müssen wir ihnen danken, daß sie die Tulpe und den Flieder sowie noch manche andere Frühlingsblüten nach Europa gebracht haben, die ganz wesentlich dazu beigetragen haben, die Blütenpracht unseres Frühlings zu erhöhen und zu verschönern.

### Büchertisch.

O Welhagen & Klasing's Volksbücher (Vielefeld und Leipzig, Verlag von Welhagen & Klasing. Jeder Band 80 Bfg.) widmen den neuesten Band dem Generalfeldmarschall v. Dindenburg. Der Verfasser des Buches, Richard Schott, hat es verstanden, auf dem knappen Raum ein erschöpfendes klares Lebensbild unseres großen Feldmarschalls zu zeichnen, das, in einem warmen patriotischen Herzen entstanden, zu allen deutschen Herzen sprechen wird. Die Darstellung begleiten viele interessante Bilder aus dem militärischen und häuslichen Leben des großen Feldherrn. — Diefem Bande schließen sich drei weitere an: Dr. Paul Weglin stellt unter dem Titel „Unsere Feinde unter sich“ eine Anzahl von Karikaturen aus englischen und französischen Witzblättern zusammen, die recht deutlich erweisen, wie im Grunde unsere Feinde voneinander denken und wie rein äußerlich ihr jetziges Bündnis ist. — Dem Gedächtnis der 500jährigen Wiederkehr des 30. April 1415, an dem Friedrich I. von Hohenzollern erster Kurfürst von Brandenburg wurde, widmet Professor Dr. Otto Krause einen reich illustrierten Aufsatz „Hohenzollern und die Mark Brandenburg“, der allen Freunden vaterländischer Geschichte viel Belehrung bieten wird. — Zum Schluß erwähnt Dr. Martin Jacobi in dem Bande „Felix Mendelssohn-Bartholdy“ eine kurze Lebensskizze des melodienreichen Komponisten, dessen von deutschem Geiste erfüllte Lieder jetzt wieder im Frühlingsraabe überall erschallen. Auch diesen Band schmücken viele vortreffliche Abbildungen.

### Rätselsprung.

	wem	dem	um	geföhlt			
in	leben	mit	der	jugend	sohn	sonst	hat
ter	und	ist	ach	wer	ver-	bracht	der
daß	seinem	los	zur	armut	fehlt	kind-	ent
			macht	alter	die	lohn	

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Ergänzungsrätsels in voriger Nummer: Jugend, Rausch und Liebe sind Gleich drei schönen Frühlingsstagen; Statt um ihre Flucht zu klagen, Herz, genieße sie geschwind!